

»Die teure Frucht von dreißig jammervollen Kriegesjahren« – Krieg und Frieden nach dem Dreißigjährigen Krieg

Vortrag zum Jahrestag der Gesetzlosen Gesellschaft

Thomas Neumann

2. November 2018

Am 28. März 1813 hielt das Gründungsmitglied der Gesetzlosen Gesellschaft Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Pfarrer an der Berliner Dreifaltigkeitskirche, eine Predigt, die wenig später unter dem Titel »Zum Besten der Auszurüstenden« gedruckt wurde. Zwei Tage zuvor hatte sich der preußische König nach langem Zögern entschlossen, dem wachsenden gesellschaftlichen Druck nachzugeben, sich offen gegen die französische Besatzungsmacht zu stellen und dem antinapoleonischen Bündnis von Russland und England beizutreten. Unter dem Besatzungsregime Napoleons konnte Preußen keine Armee unterhalten, die Frankreich potenziell gefährlich werden könnte. Im Gegenteil, man musste Napoleon mehrfach Truppenkontingente zur Verfügung stellen. Den Vorbehalten der konservativen Wortführer aus Militär und Adel zum Trotz folgte Friedrich Wilhelm den Vorschlägen der Reformer und verkündet erstmals eine allgemeine Wehrpflicht. Die Landwehr wird aufgestellt und diese allgemeine Mobilmachung euphorisierte die Bevölkerung regelrecht. Bettina von Arnim berichtet über diese Tage in Berlin in einem Brief an ihre Schwester Meline:

»Während Landsturm und Landwehr in Berlin errichtet wurden, war auch ein seltsames Leben da. Da waren alle Tage auf offener Straße Männer und Kinder (von 15 Jahren) von allen Ständen versammelt, die dem König und Vaterland schwuren, in den Tod zu gehen. Mich hats manchmal bis ins Mark der Knochen geschaudert, wenn ich im Vorbeigehen auf großen, sonst einsamen Plätzen einen solchen Eid, dazu ein herzliches Vivat gen Himmel schallen hörte. Auch war es seltsam anzusehen, wie bekannte Leute und Freunde mit allen Arten von Waffen zu jeder Stunde über die Straßen liefen, so manche, von denen man vorher sich's kaum denken konnte, dass sie Soldaten wären. Stelle Dir zum Beispiel in Gedanken Savigny vor, der mit dem Glockenschlag 3 wie besessen mit einem langen Spieß über die Straße rennt (...), der Philosoph Fichte mit einem eisernen Schild und langen Dolch, der

Philologe Wolf mit seiner langen Nase hatte einen Tiroler Gürtel mit Pistolen, Messern aller Art und Streitäxten angefüllt, der Theologe Marheinecke (...) war auch Hauptmann, Pistor (...) trug einen Panzer von Elendstierhaut mit vielen englischen resorts, einen Speiß und zwei Pistolen, dieser war auch Hauptmann und exerzierte seine Companie alle Tage vor meinem Hause. Bei Arnims Companie fand sich allemal ein Trupp junger Frauenzimmer, die da fanden, dass das militairische Wesen ihm von vorne und hinten gut anstand.«¹

Während am 28. März die Waffen außen an der Kirchenwand lehnten, beschwor drinnen Schleiermacher von der Kanzel einen »heiligen Krieg«. Der Befreiung von Staat und Volk gleichermaßen sollte dieser Krieg dienen. Staat und Volk waren jetzt offenbar als Einheit zu denken, denn es sollte nicht um den Zugewinn von Gebieten oder Gütern gehen, sondern um die Verwirklichung der Eigenart des Volkes durch Selbstbestimmung. Die in Frankreich spätestens mit der Französischen Revolution durchgesetzte Idee des Nationalstaats, die auch Krieg und Frieden begründen konnte, wurde von den preußischen Patrioten auf den eigenen Staat übertragen und zwar unbeschadet dessen, dass man in Napoleon nicht mehr den Bringer bürgerlicher Freiheit sah, sondern nur noch den Despoten.

In der allgemeinen Wehrpflicht kam nun die Einheit des Volkes zum Ausdruck. Schleiermacher rief zur Identifikation aller Bürger, auch der nicht Wehrpflichtigen, auch der Frauen, mit der Armee und dem Befreiungskrieg auf. Liest man die Predigt nach, bleibt allerdings unklar, von welchem Volk als quasi natürlicher Einheit eines Staatswesens hier die Rede ist – vom Staatsvolk Preußens oder von einer größeren Nation der Deutschen?

Dasselbe gilt für die angestrebte innere gesellschaftliche Ordnung. Wie wir wissen, hat Schleiermacher schon bald unter den restauratorischen Tendenzen der neuen Ordnung gelitten. Nachdem er sogar von einer Anklage wegen Hochverrats bedroht war, hielt er sich nach 1815 mit politischen Aktivitäten (mit Ausnahme der Kirchenpolitik) weitgehend zurück, um sich um so intensiver seinen akademischen, kirchlichen und geselligen Interessen und Aufgaben zu widmen. Bis zur Initiierung der Befreiungskriege jedoch wurde alles noch überdeckt von jener nationalen Aufbruchstimmung, die mit der Freiheit den Krieg feierte. Kampfesmut und Opferbereitschaft wurden beschworen. Die Hingabe des Lebens für Volk und Vaterland avancierten in jener Predigt zur höchsten Tugend. Für die kommende Ordnung fehlten noch die Vorstellung und das Gefäß. Klar war nur, dass das Alte Reich der vornapoleonischen Ära perdu war. Menschen, die den Frieden um des Friedens willen bewahren wollten, schien es nicht mehr zu geben.

Als unter dem Druck Napoleons im Jahr 1806 der habsburgische Kaiser die Krone des Heiligen Römischen Reiches niederlegte, ging dieses Reich sang- und klanglos unter. Von Goethe wird der Kommentar überliefert, ein Streit seines Postkutschers habe ihn mehr interessiert als diese Nachricht. Sein Weimarer Freund Friedrich Schiller scheint zu den wenigen zu gehören, die dem Alten Reich noch eine Träne nachweinten. Im Prolog zum Wallenstein setzte er dem Westfälischen Frieden ein Denkmal:

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen

¹Anonym.: Zwei Briefe Bettinas an Meline Brentano-v. Guaita. In: Freundesgaben für Carl A. H. Burckhard, hg. von Erich Schmidt u. a., Weimar 1900, S. 81f.

Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die teure Frucht
von dreißig jammervollen Kriegesjahren.²

Mindestens so sehr wie jetzt den Krieg, feierte man eineinhalb Jahrhunderte zuvor den Frieden – auch im Kurfürstentum Brandenburg: Der berühmte Paul Gerhardt schrieb hier jenes Danklied, das für mehr als hundert Jahre in unseren Gesangbüchern stand und dessen erste Strophe lautet:³

Gott Lob! Nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Dass nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland und sing Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Die Schrecken und Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges und der endlich erreichte Friedensschluss hatten sich so tief in das kollektive Gedächtnis eingegraben, dass des Friedens von nun an überall im Reich in jährlichen Friedensfeiern gedacht wurde. Noch zum einhundertsten Jahrestag des Westfälischen Friedens komponierte Georg Philipp Telemann ein großes Oratorium, das zu einem offiziellen Festakt der Freien Reichsstadt Hamburg uraufgeführt wurde.

Zweifellos hatte es in den einhundertfünfzig Jahren bis zu seinem Untergang nicht pausenlos Frieden, sondern mehrere Kriege im Reichsgebiet gegeben – für Preußen vor allem den Siebenjährigen Krieg, den Friedrich II. um Schlesien führte –, dennoch blieb die 1648 geschaffene Ordnung im Reich insgesamt stabil und erwies sich als durchaus geeignet, um zwischstaatliche Konflikte zu lösen oder sie gar nicht erst eskalieren zu lassen.

Nach dreißig Kriegsjahren wirkte der Friedensschluss auf Zeitgenossen und Nachgeborene wie der Beginn einer neuen Epoche, doch Kaiser, Könige und Reichsstände beabsichtigten mit dem Westfälischen Frieden nicht, eine neue Ordnung zu schaffen. Vielmehr wollten sie im wesentlichen die Vorkriegsordnung wiederherstellen. Der Dreißigjährige Krieg war 1618 mit dem Prager Fenstersturz, einem Empörungsakt des protestantischen böhmischen Adels gegen gegenreformatorische Maßnahmen des Kaisers ausgebrochen, von heute aus vor vierhundert Jahren. Mit den Friedensverträgen wurde 1624 als »Normaljahr« gesetzt. Dadurch kam man dem Kaiser in Böhmen entgegen. Im übrigen wurden die konfessionellen Verhältnisse und die Rechte der Reichsstände des Augsburger Religionsfriedens von 1555 bestätigt.

²Friedrich Schiller: Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht, in: Sämtliche Werke, Band 2, München, 3. Aufl. 1962, S. 272.

³Paul Gerhardt: Dichtungen und Schriften, München 1957, S. 285.

Aus Anlass der vierhundertjährigen Wiederkehr des Kriegsausbruchs sind zahlreiche Veröffentlichungen zu dieser ohnehin gründlich erforschten Epoche erschienen. Es fällt auf, dass sich die Charakterisierungen des Krieges wie des Friedens unter den Spezialisten – Historikern, Rechtshistorikern, Politikwissenschaftlern u. a. – in der Gegenwart stark unterscheiden und gegeneinandergestellt werden. Handelte es sich beim Dreißigjährigen Krieg um einen »Teutschen Krieg«, wie ihn zum Teil die Zeigenossen nannten, oder um einen europäischen Krieg, der überwiegend in Deutschland stattfand? Gab es überhaupt einen 30-jährigen Krieg oder ist das nur eine willkürliche, nicht sachgerechte Tradition, die verdeckt, dass sich hier eigentlich mehrere ganz anders zusammenzubetrachtende, teilweise viel länger dauernde Konflikte überlagerten, wie beispielsweise der spanisch-niederländische Krieg, der siebenzig Jahre dauerte? Handelte es sich im Kern um einen Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken, der in Gestalt von Fürstenheeren ausgetragen wurde? Oder ging es eigentlich um eine allgemeine Modernisierungskrise der frühneuzeitlichen europäischen Gesellschaften mit internationalen Dimensionen, deren Wirtschaftsdynamik die überkommenen mittelalterlichen Sozialgefüge sprengte, darunter auch die der Kirchen? War der Krieg – und noch mehr der Frieden von Osnabrück und Münster – der Beginn einer europäischen Ordnung souveräner Nationalstaaten, in die die Zerfallsprodukte des Heiligen Römischen Reichs (Niederlande, Schweiz, Oberitalien, Elsass-Lothringen, Burgund) schrittweise eingeordnet wurden? Handelte es sich um den – gescheiterten – Versuch des Kaisers, die Macht der Fürsten zu brechen und einen deutschen Zentralstaat nach dem Vorbild Frankreichs und Schwedens zu bilden? Oder schuf ein Verfassungskonvent mit dem Westfälischen Frieden im wesentlichen eine nach innen gerichtete Stabilisierung des Heiligen Römischen Reichs mit einigen ausländischen Garantiemächten?

Für jede dieser Thesen gibt es historische Argumente. Als Nichtexperte muss und kann ich hier für keine dieser Positionen Partei ergreifen, auch wenn ich zu ihnen durchaus eine Meinung habe. Angesichts der Vorgänge in unserer Gegenwart, in der wir in rapider Geschwindigkeit scheinbar feste Fundamente unserer Friedensordnung sich verflüssigen sehen, auch innerhalb der westlichen Demokratien, fallen mir aber an der Welt vor vierhundert Jahren einige Merkmale auf, die vielleicht zu anderen Zeiten weniger beobachtet wurden. Auf zwei solcher Beobachtungen möchte ich kurz eingehen:

Zunächst: Die Grundidee des Heiligen Römischen Reiches ist *universell*. Seit der Taufe des römischen Kaisers Konstantin bildete das Reich die allgemeine, der Idee nach weltumspannende Ordnung des universellen, alle Menschen einbeziehenden Christentums. Kaisertum und Papsttum stützten sich gegenseitig. So wie es kein Heil außerhalb der Kirche geben konnte, konnte es keine christliche Gesellschaft außerhalb des von der Kirche legitimierten Reichsstaats geben. Seit dem Spätmittelalter hatten sich aber faktisch christliche Staaten außerhalb des Reiches etabliert. Seit dem Augsburger Religionsfrieden war die fragile Balance zwischen universeller Reichsidee, verknüpft mit der ebenso universellen Idee der unteilbaren *ecclesia invisibilis* und den tatsächlichen territorialen und konfessionellen Fliehkräften kodifiziert und sorgte für Spannungen im Reich. Im Dreißigjährigen Krieg hielt insbesondere die katholische Seite (mit Einschränkungen) an der universellen Reichsidee fest. Freilich rief gerade ihre Tendenz zur Legitimation und Ausprägung einer universellen *Monarchie* (im Wortsinne: Alleinherrschaft) den Widerstand der Stände und Nachbarn hervor und wurde mit dem Westfälischen Frieden letztlich beendet. Die Monarchien Europas behielten ihre absolutistische Tendenz, doch blieben alle partikular. In der Idee der Universalität des Reichs verbarg sich die der Universalität

des Christentums ebenso wie des Naturrechts und davon abgeleitet die universalistische Säkularisierung von Bürger- und Menschenrechten. Der Westen heute hat ähnliche strukturelle Probleme, die universale Geltung seiner Werte international zu behaupten, wie damals das Reich.

Die andere Beobachtung: Obwohl eine radikale Partei um den Landgrafen von Hessen eine Neuordnung des Reichs in zwei Lagern – Protestanten und Katholiken – anstrebte, wurden die Kräfteverhältnisse quer zur Lagerbildung im herkömmlichen hierarchischen System nachjustiert. Dieses Mehrebenensystem ermöglichte keinem der Lager eine ideologische Hegemonie, besaß aber genügend Staatlichkeit, um nach innen konfliktlösend zu wirken. Das Prinzip *cuius regio, eius religio* aus dem Augsburger Religionsfrieden wurde ergänzt um eine echte religiöse Selbstbestimmung und Bekenntnisfreiheit des Einzelnen – das moderne weltanschauliche Toleranzprinzip war geboren. Bei religionsbezogenen Konflikten vor dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat traten die Parteien zwar in konfessionellen Lagern zusammen, denn die Differenzen der Überzeugungen besaßen höchste Relevanz. Eine strikt paritätische Besetzung der obersten Entscheidungsgremien sorgte aber für Unabhängigkeit von den Mehrheitsverhältnissen unter den Reichsständen. Auseinandersetzungen über die Usurpation oberster Gerichtshöfe, wie zuletzt in den Vereinigten Staaten oder vielleicht demnächst um das Bundesverfassungsgericht in Deutschland waren ausgeschlossen. Das Reich selbst besaß keine Angriffskriegsfähigkeit. Nur seine Teilstaaten besaßen ein eigenes *ius belli et paci*, das allerdings nicht gegen das Reich gerichtet werden durfte. Man darf sich bei diesem wie manchen Elementen des Heiligen Römischen Reichs an die Europäische Union erinnern fühlen. Seine Konstruktion des Rechts, Krieg zu führen, könnte die Frage aufwerfen, ob das gegenwärtig im transatlantischen Verhältnis verfolgte Ziel, eine europäische Armee aufzubauen, wirklich eine gute Idee ist oder ob Europa damit tendenziell das Vertrauen in seine unbedingte Friedensfähigkeit, von der es letztlich lebt, aufs Spiel setzt.

Das Schicksal des Alten Reichs lehrt auch: Es lebte solange, wie seine Teilstaaten es aktiv befürworteten und fortsetzen wollten. Als es gleichgültig wurde, schuf es zwar Raum für den liberalen Patriotismus wie in Preußen, setzte aber auch einen aggressiven Nationalismus frei, mit den bekannten Folgen.